

STEPHAN SIGG

ABSCHIED
VON MEINER
OMA

WIE ES IST,
WENN GROSSELTERN GEHEN

Patmos Verlag

VERLAGSGRUPPE PATMOS

PATMOS
ESCHBACH
GRUNEWALD
THORBECKE
SCHWABEN
VER SACRUM

Die Verlagsgruppe
mit Sinn für das Leben



Für die Verlagsgruppe Patmos ist Nachhaltigkeit ein wichtiger Maßstab ihres Handelns. Wir achten daher auf den Einsatz umweltschonender Ressourcen und Materialien.

Das Gedicht auf S. 124-125 ist ein Auszug aus Hilde Domin, Wie wenig nütze ich bin. Aus: dies., Gesammelte Gedichte. © S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main 1987

Alle Rechte vorbehalten

© 2019 Patmos Verlag

Verlagsgruppe Patmos in der Schwabenverlag AG, Ostfildern

www.patmos.de

Umschlaggestaltung: Finken und Bumiller, Stuttgart

Umschlagabbildung: Andrii Orlov/shutterstock.com

Autorenfoto: Ana Kontoulis

Gestaltung, Satz und Repro: Schwabenverlag AG, Ostfildern

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Hergestellt in Deutschland

ISBN 978-3-8436-1164-0

*Für dich, Oma.
Für alle Großeltern,
ihr rockt die Welt!*

INHALT

Omas Welt	9
Abschied	16
Namikas Song	19
Die roten Motorboote	27
Im gelben Sportwagen	32
Der Oma-Wettbewerb	49
Das Unaussprechliche	59
Noch einmal Weihnachten	76
Die Schublade	81
Kaiserschmarrn	95
Die Stadt am See	100
Sich an etwas festhalten	107
Das kostbarste Geschenk	113
Laternen am Wegesrand	123
Zum Autor	135

OMAS WELT

Bei dir war alles möglich, was ich zu Hause nicht mal zu denken gewagt hätte. Wenn ich dich besuchte, wechselte ich nicht nur die Stadt und das Land, sondern die Welt. Hier wurde eine andere Sprache gesprochen, hier tickten die Uhren anders, hier galten andere Regeln. Hier gab es Cola, bis mir übel war. Fernsehen, bis sich vor meinen Augen alles drehte – zu Hause war nur eine halbe Stunde am Tag erlaubt. Zum Glück wusste meine Mama das nicht. Beim Wort Schlaraffenland musste ich immer an dich denken. Du kochtest, was ich mir wünschte: Auch wenn es drei Tage am Stück Kässpätzle oder Kaiserschmarrn gab.

Fast kam es mir so vor wie in Pippi Langstrumpfs *Villa Kunterbunt*. Ich durfte auf dem Bett hüpfen, bis die Nachbarn von unten mit dem Besen gegen die Decke stießen oder an der Tür klingelten. Dabei war dir die Ordnung sehr wichtig: Chaos war dir ein Gräuel, auf Ablagen und Tischen lag nichts rum,

alles war in Schubladen versorgt, alles war am richtigen Ort. Und trotzdem machtest du deine Wohnung zum Kinderparadies. Das Wohnzimmer wurde zum »Verkaufsladen« umgekrempelt. Der Tisch wurde verschoben, alle Konserven und andere Lebensmittel aus der Vorratskammer hervorgeholt, mit Preisetiketten versehen. Tapfer kauftest du immer und immer wieder ein, ließest dich von mir beraten, mal das eine, mal das andere Produkt empfehlen, bis ich endlich genug hatte.

Du warst eine »Kultur-Oma« mit den Schlüsseln zu allen Fantasiewelten. Wir besuchten jeden Zirkus, der in die Nähe kam, das Weihnachtsmärchen im Theater und jeden Kinderfilm im alten Vorstadtkino, ob *Kevin allein zu Haus* oder *Jurassic Parc*. Auch als ich fünfzehn war, fragte ich dich manchmal, ob du mitkamst – und du sagtest nie Nein, auch wenn die Inhaltsbeschreibung dir total suspekt vorkam. Ein Film über die *Spice Girls* – Warum nicht? Natürlich war es berauschend, so viel zu machen, die vielen Geschenke und Abenteuer. Aber ich glaube, schön war es vor allem, weil du dabei warst und dir die Zeit nicht zu schade war. Auch konnte ich mit dir nach dem Kino oder dem Theater stundenlang das Stück, den Film rekapitulieren, weil *Kevin allein zu Haus* oder ein anderer Hollywood-Blockbuster bei mir so viel ausgelöst hatte

und mir so viele Details aufgefallen waren. Du hast meine Fantasie gefördert und gezeigt, wie wichtig es ist, die Ideen aus dem Kopf rauszulassen, einfach mal auszuprobieren.

Als ich auf die Welt kam, warst du Anfang fünfzig. Dir gefiel es, dass du mit mir erleben konntest, wofür dir dreißig Jahre zuvor mit meiner Mama die Zeit fehlte – ihr habt sie damals jeden Sommer in den Ferien nach Villach geschickt, da ihr Tag und Nacht mit der Bootsvermietung in Bregenz beschäftigt wart. Uns trennen zwei Generationen, zwischen uns lagen zwei Welten, und doch hast du meine verstanden. Manchmal besser als meine Mama, so schien es mir. Du bist als Kind vor den Bomben in den Wald geflüchtet, ich wusste schon in der ersten Klasse, einen Gameboy zu bedienen, du warst eine der ersten in der Nachbarschaft, in deren Wohnung ein Farbfernseher stand, ich konnte schon als Kind zwischen dutzenden Privatsendern herumzappen. Dass du aus einer anderen Zeit kamst, wurde mir erst bewusst, wenn du von damals erzähltest. Du hast nie von selbst damit angefangen, nur, wenn ich dich ausfragte und wissen wollte, wie es denn damals genau war.

Von uns zu dir waren es etwa zwanzig Minuten mit dem Auto. Ich hatte zu Hause alles: ein großes Zimmer, viele Spielsachen, den Computer, wir

wohnten in einem Haus mit Garten. Doch viel faszinierender fand ich das Hochhaus, in dem du lebstest und das zwölf Stockwerke weit in den Himmel ragte. Mit dem Lift, der einen ruckelnd nach oben brachte ins fünfte Stockwerk zu deinem Zuhause.

Mama war mit Erziehen beschäftigt, du hattest Zeit für alles andere. Du hast dich mit mir hingewetzt, auf das Sofa im Wohnzimmer, an den Tisch in der Küche. Du hast mir zugehört. Warum – frage ich mich heute – hast du nicht ab und zu Mama und Papa gecoacht, als sie mit mir »Pubertier« im Clinch waren? Die vielen Nachmittage, Tage, Wochenende, Ferien, die ich bei dir verbracht habe. Mit dir konnte ich telefonieren, stundenlang. Du schriebst mir SMS. Du warst gerade dann wichtig, als es schwierig war: die Herausforderungen in der Schule, Zukunftspläne schmieden, von zu Hause ablösen ... In deinen Fragen kam zum Ausdruck, dass du wirklich an meiner Meinung, meinen Gedanken interessiert warst. Du konntest dich auch noch Wochen später an Dinge erinnern, die schon längst wieder aus meiner kindlichen und jugendlichen Wahrnehmung verpufft waren. Wenn ich wieder nach Hause musste, hatte ich oft Heimweh nach dir. Kaum zu Hause in meinem Zimmer, sperrte ich mich ein, und es kam mir vor, als würde gleich die Welt untergehen.

Damals habe ich mir eines sehr oft gewünscht: Nonstop Ferien bei Oma. Das wäre der Jackpot gewesen. Während die meisten meiner Freunde die Aufmerksamkeit ihrer Großeltern mit Geschwistern und Cousinen teilen mussten, profitierte ich von der Rolle des doppelten Einzelkindes: Mama hatte keine Geschwister, mein Bruder war noch zu klein – ich besaß das Oma-Monopol. Ein Monopol, das einen zusammenschweißt, das den einen für den anderen zu etwas ganz Besonderem macht. Ich war außer Konkurrenz, du warst außer Konkurrenz. Ich fand es gruselig, dass manche Kinder in meiner Klasse nur eines von fünf oder sieben Enkeln waren. Wie viel Zeit konnte sich da eine Oma, ein Opa noch für jedes einzelne nehmen?

Auf dem Parkplatz beim Marktplatz sah ich sie dann zum ersten Mal. Wir waren gerade ins Auto eingestiegen, ich auf dem Rücksitz. Die kleinen braunen Flecken auf deinen Händen. Ich erstarrte und hatte Angst, es anzusprechen. In meinem Kopf setzte sich die Alarmanlage in Gang: Eine unheilbare Krankheit? Müssen wir bald Abschied nehmen? Dass es ganz gewöhnliche Altersflecken sind, erfuhr ich erst irgendwann hinterher. Und da wurde mir vielleicht zum ersten Mal bewusst, dass wir endlich sind.

Dass die Zeit ihre Spuren in dir hinterlässt. Dass ein Countdown läuft. Dass du irgendwann nicht mehr da sein wirst. Nicht, dass wir das konsequent ausblendeten. Du schon gar nicht. Du nahmst mich oft mit zum Familiengrab, wo Opas Eltern und seine Tante lagen. Du warst für den Blumenschmuck verantwortlich. Ich half dir, die schwere Gießkanne vom Brunnen zum Grab zu tragen, das Unkraut zu jäten, die neuen Blumen zu pflanzen. Du wolltest nicht alt sein, nicht gebrechlich. Aber du gingst mit der Endlichkeit ziemlich gelassen um und versuchtest oft, mir und uns allen diese Gelassenheit zu vermitteln, selbst wenn Mama und ich diese Tatsache ausblendeten. Das Leben, der Lauf der Dinge, sei nun mal so, die normalste Sache der Welt. Wovor du dich fürchtestest, war, immer gebrechlicher zu werden, auf andere Menschen angewiesen und von ihnen abhängig zu sein. Ich hingegen wünschte mir, du würdest niemals sterben. Und je älter ich wurde, desto weniger wagte ich es, über diese Angst zu sprechen. Irgendwie klammerte ich mich an der Hoffnung fest, dass du hundert Jahre alt wirst – ein Geburtstag, der noch in sehr weiter Zukunft war. Hundert Jahre? Ist doch heute kein Alter mehr! Dankbar nahm ich jede Medienmeldung über einen »Rekord-Geburtstag« auf. »Nun ja, sie war ja auch schon alt«, hörte ich manchmal, wenn jemand mit

zwanzig oder vierzig ihre Oma (oder ihren Opa) verlor. Für mich hörte sich das komplett falsch an. Meinten die das wirklich so? Als ob das zunehmende Alter den Schmerz wegnehmen könnte.